



Lichtenberg Gesellschaft e.V.

www.lichtenberg-gesellschaft.de

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter tuprints, dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to tuprints, E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter www.lichtenberg-gesellschaft.de

In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see www.lichtenberg-gesellschaft.de

Rezensionen

Lichtenberg. Essays Commemorating the 250th Anniversary of his Birth. Charlotte M. Craig, Editor. New York u. a.: Peter Lang 1992. XV, 152 S. (= The Enlightenment. German and Interdisciplinary Studies. Vol. 4). DM 83,-.

Die Existenz dieser nordamerikanischen Geburtstagsgabe hat Joost schon im letzten Jahrbuch¹ registriert. Die kleine, ausgewogen komponierte Festschrift verdient indes eine besondere Anzeige. Denn ihre sechs Beiträge (zur Hälfte deutsch) sind nicht nur angenehm lesbar; es ist auch höchst lesenswert, was die Spezialisten des Eighteenth-Century German und Kennerinnen des Enlightenment aus den USA und Kanada mitzuteilen haben.

Im Eingangsartikel stellt John McCarthy seinen Landsleuten „Lichtenberg as Post-structuralist“ vor, das heißt als modernen Selbstdenker, der, undogmatisch, skeptisch, kritisch, überkommene Strukturen aufbricht, kein eigenes geschlossenes System darbietet, Latentes sensibilisiert und den Leser aufruft, „to us his/her imagination creatively to complete a Train of Thought or to fill in the vacant spaces between things, words, ideas“. Eine Fußnote in Schmidt-Denglers Studie „Genius. Zur Wirkungsgeschichte antiker Mythologeme in der Goethezeit“, derzufolge das Genius-Mythologem bei Lichtenberg nicht ausgeprägt sein soll, regte Christa Fell an, den Zeitzeugen persönlich zu vernehmen und zusammenzutragen, was er zum Geniekult und den Storm-and-Stress-writers zu sagen hatte. Ihr Fazit: Lichtenberg habe durchaus einen Beitrag zum Genius-Mythologem geleistet, nämlich „by demystifying the existing cult of genius, identifying its falsehood and rankness in the interest of changing human society for the better“.

In einer Zeit, da die Informationsflut einen nie erlebten Pegelstand erreicht, gewinnen Lichtenbergs Gedanken über das Schreiben, Drucken, Telegraphieren und Löschen hochaktuelle Bedeutung. Geoffrey Winthrop-Youngs äußerst sachkundiger Essay „Apostel, Apostille, Postille“ wirft viele neue Blicke durch die alten Löcher. Aus Lichtenbergs Engbrüstigkeit und B 114 (SB 1, 76 f.) zu folgern, wer nicht sprechen könne, müsse drucken, Medientechniken gleichen physiologische Defizite aus, es bestehe ein Zusammenhang zwischen Körperlichkeit und Schreiben, erscheint aber denn doch angreifbar. Wäre dem so, säßen in den Redaktionsstuben nur Stumme, beherbergten die Funkhäuser nichts als Analphabeten.

Wolfgang Mieder, ein international anerkannter Parömiologe, ist der Frage nachgegangen, in welchem Maße Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten im Werk Lichtenbergs eine Rolle spielen. Die eingebrachte Ernte fiel erwartungsgemäß üppig aus. Vor allem der Sudelbuchschreiber entpuppt sich als „engagierter Etymologe, Philologe, Dialektologe und Lexikograph“. Wir erfahren, daß selbst sein wohl bekanntester Ausspruch: „Ein Buch ist ein Spiegel ...“ (E 215, SB 1, 394) auf einem Sprichwort beruht: Wenn ein Affe in den Spiegel sieht, kann kein Apostel herauskommen. Mieder erwähnt auch das Zwiegespräch zwischen dem Blinden und dem Lahmen² und rechnet es mit Seiler³ zu den sogenannten Sagwörtern oder Wellerismen nach dem volkstümlichsten Muster: „Aller Anfang ist schwer“, sagte der Dieb, da

stahl er einen Amboß. Aber folgt E 385 (L 29) wirklich diesem Modell? Ein – r – zu wenig hat Mieder in RA 25 (SB 2, 651) entdeckt; das englische „Sprüchwort lautet korrekt: „Drought never brought dearth (nicht death) in England.“ Hör- beziehungsweise Schreibfehler Lichtenbergs oder Lesefehler seiner Editoren, that is the question. (Der Editoren! Red.)

Einen weiten Bogen von Hans Sachs über Alexander Pope zu Lichtenberg schlägt Linde Katritzky, indem sie offenen und versteckten Anspielungen, Zitaten und sonstigen Verbindungen Lichtenbergs mit den genannten und anderen Autoren nachspürt. „Lichtenbergsche Assoziationen“ heißt die aufschlußreiche Untersuchung; einige der von ihr bemerkten Bezüge sind freilich bloß Katritzkysche Assoziationen, zum Beispiel die Andeutung, Lichtenbergs sonst unerklärliche Manipulation seines Geburtsjahres (1744 statt 1742) verschlüssele womöglich seine Identifikation mit dem 1744 verstorbenen Pope. Genausogut könnte hierfür Motiv die Vorahnung Lichtenbergs gewesen sein, daß die Säkularausgabe seiner Vermischten Schriften nicht pünktlich 1842, sondern erst zwei Jahre später erscheinen werde.

Ein Aufsatz der Herausgeberin über Lichtenberg und Wilhelm Busch: „Wisdom – Whimsy – Humanism“ beschließt den Sammelband. Erinnernd an das Urteil Albert Einsteins, Busch sei einer der größten Meister der stilistischen Treffsicherheit, außer vielleicht Lichtenberg habe es keinen Ebenbüdigen in deutsche Sprache gegeben, demonstriert Craig eine Fülle von Gemeinsamkeiten, Parallelen, Ähnlichkeiten und Verwandtschaften beider Vergleichspersonen, die nur grob stichwortartig benannt werden können: Witz und Humor, Aphoristik, Spielbetrieb, Metaphorik, Physiognomik, Seelenwanderung, Hang zur Mystik und so fort. Das alles liest sich glatt und überzeugend, stimmt auch im einzelnen, ändert aber nichts daran, daß der „Philosoph von Wiedensahl“ und der Göttinger Professor letztlich inkommensurable Größen sind, überwiegt doch das Unterschiedliche, Andersartige, Disparate. Wie Wilhelm Busch Lichtenberg selber einschätzte, erhellt eine Äußerung gegenüber seinem Neffen Hermann Nöldeke⁴, die die Verfasserin verschweigt und deshalb hier nachzutragen ist. Sie lautet:

„Lichtenberg, der Göttinger Satyriker, ist mir besonders interessant durch den Einblick in seine Zeit, den er gewährt. Er steckt tief im Rationalismus und schreibt zum Teil recht geschachteltes Zeug. Aber vieles ist auch überraschend scharf und gut gesagt. Er ist auf die Engländer gerichtet. Sterne ist sein Mann. Der schreibt auch so, hat auch so einen verquälten Witz ohne den rechten Humor, wie ihn die späteren Engländer haben. Und in seinen Kritiken setzt er sich mit Leuten auseinander, die längst nicht mehr gelten. Nicolais Sebaldus Notanker preist er. Den Werther erwähnt er ja auch anerkennend. Schiller finde ich bis jetzt gar nicht erwähnt. Es ist erstaunlich zwischen 1780 und 90. Von Götz und den Räufern weiß er nichts. Er merkt gar nicht, wie schon eine neue Zeit heraufkommt. Er ist vollständig hingenommen von seinen Verstandes-sachen. Wie der Goethe sich wärmt an der Natur, dafür hat er kein Verständnis. Er hat ja famose Sachen geschrieben, aber er war doch zu alt geworden, um für das aufstrebende Geschlecht den rechten Blick zu haben“.⁵ In summa ein willkommenes und würdiges, zudem ansehnlich eingepacktes Jubiläumsgeschenk, das auf der Titelfrückseite den Vermerk trägt: The paper in this book meets the guidelines for permanence and durability of the Committee on Production Guidelines for Book Longevity of the Council on Library Resources. Ob auch sein Inhalt diesen Richtlinien entspricht und mit dem Papier Schritt halten wird, haben künftige Generationen zu beantworten.

Bernd Achenbach

- 1 S. 278 f. sowie einzeln unter den Namen der Beiträger.
- 2 Vgl. *Lichtenberg-Jahrbuch* 1994, 216 f.
- 3 Vgl. Friedrich Seiler: *Das deutsche Sagwort*. Halle: Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1924, 40, worauf Mieder auf S. 92, Anm. 50 verweist.
- 4 S. *Wilhelm Busch*. Von Hermann, Adolf und Otto Nöldeke. München: Lothar Joachim Verlag 1909, 183.
- 5 Ob man aus diesem Gesprächsprotokoll schließen kann, Busch habe Lichtenberg sehr verehrt, wie mir sein Eckermann Friedrich Bohne am 21. 10. 1977 schrieb, bleibt doch fragwürdig. Vielleicht standen Bohne weitere Quellen zur Verfügung.

Annette C. Anton: Authentizität als Fiktion. Briefkultur im 18. und 19. Jahrhundert. Stuttgart/Weimar: Metzler 1995. 169 S., DM 58,-.

Gemeinhin sehen wir den dokumentarischen Wert von Briefen – im Gegensatz zu anderen literarischen Textgattungen – schon allein dadurch verbürgt, daß in ihnen Autor und „Ich“ eins sind und ihre Adressaten reale Personen. Was ein Autor zu einem bestimmten Zeitpunkt über sich, seine Lebensumstände, Gedanken und Meinungen einem Korrespondenzpartner „offenbart“ hat, gilt als authentische Selbstaussage. Briefe dienen als Belege für biographische Studien, und ihre Inhalte werden zur Interpretation fiktionaler Texte eines Autors herangezogen. Dabei leistet ihr privater Charakter – die Tatsache, daß sie in der Regel nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind – dem Glauben Vorschub, daß sich ein Autor in seiner Korrespondenz unverstellt und rückhaltlos offen zeige.

Die vorliegende Studie geht von der Frage aus, ob Briefinhalte wirklich als Dokumente gelebten Lebens genommen werden können oder nicht vielleicht auch fiktionale Texte seien. Annette C. Anton wagt die These, daß „keine andere ‚Gattung‘ dem Verfasser in dem Maße die Gelegenheit zum Spiel, zur Lüge und Verstellung“ biete als ausgerechnet der Brief. Bevor sie an einigen Briefwechseln diese ihre These zu erläutern sucht, gibt sie einen kursorischen Überblick über den Wandel der Brieftheorie von den sogenannten „Briefstellern“ des 17. bis zu entsprechenden Anweisungen im 18. Jahrhundert. Bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnt die Forderung nach einem Stil der Natürlichkeit die alten rhetorischen Modelle abzulösen. Spätestens in Gellerts epistolographischen Aufsätzen wird die Orientierung an der Mündlichkeit, am Gespräch zum alleinigen Maßstab eines guten, „natürlichen“ Briefstils. Doch „eine solch fingierte Mündlichkeit ist keinesfalls ‚natürlicher‘ als die gesuchten Wendungen des galanten Stils oder als die umständlichen Sentenzen des Kanzleistils [des 17. Jahrhunderts] – muß doch auch sie als Stil von den Briefschreibern erlernt und perfektioniert werden.“

Daß Authentizität und Privatheit, „die Echtheit von Brief und Gefühl“ zum Qualitätsmerkmal aufstiegen, darin sieht die Verfasserin nichts anderes als eine folgenreiche Erfindung des 18. Jahrhunderts. Nicht erst am Briefroman der Zeit, sondern bereits an realen Briefen lasse sich ablesen, daß ihre Authentizität eine prätendierte gewesen sei und somit eine ausgeklügelte Strategie des Briefschreibers. Und die Auswahl an Briefen, an denen die Verfasserin dies nachzuweisen sucht, macht dies augenfällig. Drei Typen authentisch sich gebender Briefwechsel werden vorgeführt: der nachempfundene am Beispiel der Korrespondenz zwischen Herder und seiner